

Die Neue Welt



Nr. 5

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

Ueber einen Todten gebeugt.

Von Detlev v. Liliencron.

Nun will ich Abschied von dir nehmen, Freund.
Wir tragen morgen dich von diesem Felsen,
Der weit hinausragt in die offne See,
Hinab ans Ufer. Ueber Kies und Muscheln,
Die knirschend unter den Sandalen bröckeln,
Auf unsern Schultern, sorglich, tragen wir
Dich in den rosenkranz umhangnen Kahn,
Und in die Mitte auf den Scheiterhaufen,
Den Räucherwerk und feuertrockne Reiser,
Hoch über Bank und Bord, umdichtet haben.
Im Schlepptau meiner kleinen Dampfbarke
Machst du die letzte Fahrt, aufs hohe Meer.
Und wenn die Sonne dann die heiße Stirn
Abkühlend eintaucht in die kalte Welle,
Verläßt du mich: der Knoten wird gelöst;
Die Flammen fressen gierig deinen Leib;
Ein dicker Qualm steigt auf, das Taggestirn
Verdunkelnd, das in diesem Augenblick,
Wie du, den Augen schwindet . . .
So wars dein Wunsch, und heilig ist er mir.

Der griechische Tempel, seine dorischen Säulen,
— Sechs sind es nur, in hoheitsvoller Strenge —
Die kühle Halle hält dich heute hier.
Ein sonderbar Gelüsten deiner Seele:
Auf Nordlands Klippen, zwischen Nordlands Tannen,
Wo sich im Dämmertag des langen Winters
Der weiße Fuchs umhertreibt und mißtrauisch
Das bronzene Opferbeckenpaar beschnüffelt,
Aus dem du Zeus in Odins Glockensaal
Den Rauch gesandt — ein sonderbar Gelüst:
Die Asen zu begrüßen im Olymp.
Dein heitres Herz doch suchte heitren Weg,
In finst'rer Heimath dich zurechtzufinden
Und unter Menschen, die, hausbacken, nüchtern,
Verständnißlos dem Frohsinn gegenüber,
Die Stirn zusammenzogen, wenn du lachtest.

Kaum merklich kraust den Ozean ein Lüftchen.
Die Brandung hör ich spielend unten klatschen,
Sonst unterbricht selbst einer Möve Schrei
Die große Stille nicht — wir sind allein.

Wir sind allein — ich beuge mich zu dir:
Du glaubtest nicht an Gott, nicht an den Himmel,
Nicht an Unsterblichkeit und Wiedersehn.
Sieh mir ein Zeichen: Hast du dich getäuscht?
Hat eines Engels lichtvolle Gestalt
Den Arm dir traut gelegt um deinen Nacken,
Und führt dich, selig lächelnd, aufwärts zeigend,
Zum frohen Palmenwald des Paradieses?
Und wandeln deine Freunde dir entgegen,
Zum Willkommgruß die lieben Hände streckend?
Sieh mir ein Zeichen: Hast du dich getäuscht?
Ach, wie der ausgelöschte Käfer liegst du,
Mensch — Käfer — den der plumpe Schuh des Todes
Erbarmungslos zertrat im Weiterschreiten,
Im Weiterschreiten, das kein Hemmiß aufhält.

Die Brandung hör ich nur und keine Antwort.
Doch . . . aus der Brandung . . . ist es deine Stimme,
Die mühevoll . . . nein, nein, die Brandung nur . . .

Ich richte mich empor und rathlos fragt
Mein Blick die unbegrenzte Wasserbahn,
Die unter wolkenloser Bläue glitzert.
Kein Segel, keine Schwinge — Alles leer;
In ihrer Urkraft droht mir die Natur.

Mich an die Säule lehnend, eine Stunde
Wohl stand ich so, dann wieder bog ich mich,
Zum letzten Abschiedsfuß, auf meinen Freund;
Und während ich die bleiche Stirn berührte,
Flog über uns, den Marmelstein beschattend,
Ein wilder Schwan in troziger Lebenskraft.

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Potenz.

V.

(Fortsetzung.)

Ein Reiter ritt in den Hof des Büttnerischen Bauerngutes ein. Das Pferd war ein alter englischer Vollblutgaul, der bessere Tage gesehen haben mochte. Sattel und Zäumung waren armenmässig. Der Reiter verleugnete in Haltung und Erscheinung den ehemaligen Offizier nicht. Er war ein hagerer Fünfundvierziger. Seinem wettergebräunten Gesichte gab ein langer, graublonder Vollbart eine wirksame Umrahmung.

Die Töchter des Büttnerbauern waren im Hofe mit Mistaufladen beschäftigt. Hochaufgeschürzt, mit bloßen Füßen, die Gabeln in den gerötheten Händen, standen sie auf der Düngerstätte, neben der ein halb beladener Wagen unbespannt hielt.

„Bin ich hier im Büttnerischen Bauerngute?“ fragte der Reiter.

„Hier ist Büttner!“ antwortete Toni, die Keltere.

„Ist der Bauer zu Hause?“

„Der Vater ist uf'n Felde mit Karlen. Se thun de Apen igeln.“

„Ich möchte mit Ihrem Vater sprechen, in einer Angelegenheit. Am liebsten allerdings im Hause. Könnten Sie ihn holen?“

Toni stand da mit offenem Munde und gaffte den Fremden an. Sein großer Bart, die rothen Lederhandschuhe, die Reitgerte mit dem Silberknäuf, Alles an ihm kam ihr ungewöhnlich vor. Sie empfand eigentlich Lust, zu lachen. Darüber vergaß sie ganz, zu antworten.

An ihrer Stelle übernahm die jüngere Schwester die Vermittelung dem Fremden gegenüber. Ernestine war die Gewecktere und Lebhaftere von den Beiden. Mit einigen kaum merklichen Griffen hatte sie es verstanden, ihren allzu hoch aufgeschürzten Rock herabzulassen, so daß wenigstens die von Mist beschmutzten Waden den Blicken des fremden Herrn entzogen waren. Sie sagte — und gab sich dabei Mühe, Hochdeutsch zu sprechen —: „Wenn Sie den Vater sprechen wollen, wir können ihn rufen; sie sein nicht sehre weit.“

Damit sprang sie behende von der Düngerstätte hinab und lief zum oberen Thore. Dort blieb sie stehen, bildete mit beiden Händen ein Schallrohr und rief: „Karle, gieh, sag's ad den Vater, er mechte glei amal rei kimma. 's wäre Gner dohie, der mit'n raden wüllte. . . Ich kann ne verstiehn! . . . Ju, ju! A Reiter. Mit an Bauer wüllt ar raden, soit ar.“

Das Mädchen kam von ihrem Posten zurück. „Der Bruder wird's n' Bauern sagen,“ erklärte sie, „daß er reinkommen soll.“ Darauf nahm sie die Mistgabel wieder zur Hand.

Der Fremde dankte ihr. Er war inzwischen abgestiegen, hatte dem Pferde die Zügel über den Kopf genommen, die Bügel in die Steigriemen hinaufgezogen, und loder gegurtet, mit Handgriffen, denen man die alte Übung und die Liebe für das Thier ansehen konnte. Nun fragte er, ob er irgendwo einstellen könne. Die Mädchen sahen sich eine Weile unschlüssig an, dann erklärte Ernestine, im Kuhstalle sei noch ein Stand frei. Sie lief auch sofort zum Stallgebäude und öffnete die Thür.

Der Fremde folgte ihr, das Pferd am Zügel. Jetzt, wo er sich auf ebener Erde bewegte, kam erst die Größe und Schlankheit seiner Figur zur Geltung.

Der Vollblüter schaute vor der niederen Thür und dem Geruche, der aus dem Kuhstall drang. Mit fliegenden Nüstern und gespitzten Ohren stand der Gaul da und schniefte in tiefen, langgezogenen Tönen. Durch Klopfen und Zureden brachte sein Herr ihn endlich dazu, die verdächtige Schwelle zu überschreiten. „Das Uebrige besorge ich mir schon selbst; danke Ihnen!“ rief er dann und verschwand, seinem Thiere folgend, in dem engen Pfortchen.

Bald darauf trat der alte Bauer in den Hof. Seine Miene verrieth Aerger. Er war schlechter Laune, daß man ihn von der Arbeit abgerufen hatte. Ernestine erklärte ihm, daß ein Herr zu Pferde da sei. Er sähe aus, wie einer vom Mittergute, meinte das Mädchen, welches, wie es schien, seine Augen

zu gebrauchen verstand. Die Laune des Alten verbesserte sich durch diese Vermuthung nicht. Er fluchte und rief den Töchtern zu, ein andermal sollten sie solche Leute wegschicken.

Inzwischen kam der Fremde aus dem Stalle heraus, in gebückter Haltung, um nicht an den Deckstein anzustoßen. Er begrüßte den Bauern, der die Hände nicht aus den Taschen nahm, mit Hut abnehmen und erklärte, er sei der neue Güterdirektor des Grafen, Hauptmann Schropp.

Der Büttnerbauer sah den Mann mit wenig freundlichem Ausdruck an. Einer von der Herrschaft! Von der Seite war ihm bisher niemals was Gutes gekommen.

Da der Bauer sich, wie es schien, nicht dazu herbeilassen wollte, zu sprechen, fragte Hauptmann Schropp, ob er ins Haus treten dürfe, er habe mit Herrn Büttner ein Wort unter vier Augen zu reden.

Der alte Mann gieng, statt zu antworten, auf sein Haus zu. Der Hauptmann folgte.

Im Zimmer trafen sie die Bäuerin. „Fran, gieh' nans!“ rief ihr der Bauer kurz angebunden zu. Der Fremde unterließ es nicht, sich bei der Frau zu entschuldigen, er habe Wichtiges mit ihrem Ehemann zu bereden.

Der Büttnerbauer hatte sich in seine Ecke gesetzt, und sah von diesem Berlief aus mit mißrührer Miene den Dingen entgegen, die da kommen würden. Der Hauptmann holte sich einen Stuhl herbei und setzte sich dem Alten gegenüber. Er schien das ablehnende Wesen des Anderen absichtlich übersehen zu wollen.

„Also, Herr Büttner!“ begann Hauptmann Schropp, und schlug dabei mit der Reitgerte gegen seine gespornten und gestiefelten Beine, die er lang ausgestreckt hatte, „die Sache ist nämlich folgende: Mein Chef, der Graf, möchte gerne Ihren Wald kaufen. Es ist ja darüber bereits früher zwischen Ihnen und meinem Vorgänger verhandelt worden, aber ohne Resultat. Der Herr Graf wünscht nun aber dringend, daß die Sache endlich einmal vorwärts rückt. Der Erwerb Ihrer Waldparzelle ist uns von ziemlicher Wichtigkeit; ich sage Ihnen das ganz offen heraus. Das kleine Stück liegt gerade wie ein Keil zwischen zwei von unseren Hauptrevieren. Eine Verbindung der beiden Reviere ist aus wirtschaftlichen Gründen dringend erwünscht. Uns bedeutet dieser schmale Streifen die Möglichkeit, bei den Holzfuhrn viele Kilometer zu ersparen. Ihnen dagegen nützen diese fünfzig oder sechzig Morgen so gut wie garnichts. Im Gegentheil, der Wald kostet Ihnen höchstens etwas. Das bisschen Holz, das darauf steht, ist kaum der Rede werth. Der Boden ist entwerthet durch die Streunung. Und dabei liegen doch Abgaben darauf. Wenn wir es in Regie bekommen, würden wir sofort Kahlschlag machen lassen und neu aufforsten. Dabei werden die Arbeitslöhne nicht einmal herauskommen, schlecht ist der jetzige Stand. Sie sehen demnach, Herr Büttner, das Interesse ist eigentlich auf beiden Seiten. Für uns, die Parzelle zu erwerben, für Sie, das Ding loszuwerden. — Also werden wir wohl handelsmäßig werden, denke ich, diesmal.“

„Ich denk's ne!“ sagte der Bauer aus seiner Ecke heraus.

„Aber, ich bitte Sie, bester Herr Büttner!“ rief der Hauptmann und kam dem Alten näher auf den Leib, sich mit Hilfe seiner langen Beine auf die Ecke zurückend. „Der Graf will Sie natürlich gut bezahlen, jedenfalls weit über den eigentlichen Werth des Grund und Bodens. Ich habe Vollmacht, Ihnen einen Preis zu bieten, der in dieser Gegend für Waldboden noch nicht bezahlt worden ist.“

„Ich ha's an Vater vom Grosen schunstens zweimal soin lassen, ich verkefe meenen Busch ne; und dos gilt a heite noch!“

„Aber bedenken Sie doch nur, Lieber, Sie bekommen dadurch Kapital in die Hand. Ich glaube, Ihre Verhältnisse sind derart, daß Sie das ganz gut gebrauchen können.“

„Wie's mir ergiebt, oder ne ergiebt, das geht Niemanden uf der Welt nicht ne an!“ rief der Alte; das Bittern seiner Stimme ließ die innere Erregung ahnen.

„Herr Gott! Mißverstehen Sie mich nur nicht! Fällt mir im Traume nicht ein, mich in Ihre Verhältnisse zu mischen. Ich habe nur so viel sagen wollen, daß Sie, wenn Sie erst mal Ihren Wald los sind, alle Kraft auf die Verbesserung der Felber und der Wiesen verwenden können. Ich glaube, da ließe sich noch Manches thun. Ich bin neulich mal über Ihr Grundstück geritten. Da draußen am Waldestrande liegt ein ganzer Schlag, auf dem wächst nichts als Unkraut.“

Der Bauer rückte in seiner Ecke unruhig hin und her, da Jener ihn, ohne es zu ahnen, an der verwundbarsten Stelle traf. Das war ja sein ürgster Kummer, daß er das Büschelgewende schon zum zweiten Male mußte als Brache liegen lassen, weil es ihm an Arbeitskräften fehlte.

Hauptmann Schropp fuhr unbeirrt fort: „Da ließe sich sicher noch Vieles bessern. Und vor Allem: Intensivere Wirtschaft, mein Lieber, intensiveres Düngen! Aber dazu ist Baargeld nöthig. Ich meine, Sie sollten mit beiden Händen zugreifen, wenn Ihnen ein soches Gebot gemacht wird.“ Der Sprecher merkte in seinem Eifer wohl nicht, wie es in dem Gesichte des Alten witterte und zuckte. Das waren ja alles Dinge, die er nur zu gut wußte, die er sich selbst wie oft gesagt, die aber im Munde des Fremden als beleidigende Vorwürfe wirkten.

„Und nun noch Eins!“ fuhr der Hauptmann fort, „etwas, das auch wieder das gemeinsame Interesse illustriert, welches Sie, wie der Graf, an dem Handel haben. Aus dem gräflichen Forste tritt nicht selten das Wild auf die Fluren hinaus, wahrscheinlich auch auf Ihre Felber. . .“

Jetzt riß dem Alten die Geduld. Die Erwähnung des Wildes, das ihm seine Saaten zertrampelte und sein Getreide abäste, wirkte wie ein Peitschenhieb auf sein bereits hinlänglich gereiztes Gemüth. Hochroth im Gesicht fuhr er auf und schrie los: „Wullen Sie mich etwan zum Narren halen! Stummen Se und derzahlen mer vum a Wilde! Dos Ungeziefer frist Unserenen bale ganz uf. Geklogt ha'ch schon, aber hob 'ch denn a Recht gekriegt? Für uns Bauern giebt's ja keene Gerechtigkeit ne gegen de Grußen.“

Grollend setzte er sich wieder auf seinen Platz, verschränkte die Arme und sah den Fremden mit feindslichen Blicken an.

Der gräfliche Güterdirektor schien mit bäuerlichen Sitten so weit vertraut zu sein, um zu diesem Vornausbruch lächeln zu können. Er meinte in beschwichtigendem Tone: „Nur nicht gleich so hitzig, mein guter Büttner! Lassen Sie mich Ihnen das mal in Ruhe erklären. Mein Graf will einen Wildzamm anlegen längs der bäuerlichen Grenze, so ein zwanzig Kilometer lang und mehr. Dadurch soll das Uebertreten des Wildes ganz verhindert werden. Aber dazu brauchen wir Ihren Wald, weil sonst eine Lücke entstehen würde in dem Zaun, verstehen Sie! — Also, wie stehts, sind wir handelsmäßig?“ Der Hauptmann streckte bei diesen Worten dem Alten die Hand hin. „Wenn es hierbei einen Vortheil giebt, so liegt er ganz unbedingt auf Ihrer Seite, sollte ich denken.“

Der Büttnerbauer preßte die Lippen aufeinander, runzelte die Stirn und blickte starr geradeaus, er vermied den Blick des Anderen, wie Einer, der sich durch Ueberredungskünste nicht irre machen lassen will. Gänzlich konnte er sich der Einsicht jedoch nicht verschließen, daß ihm hier ein günstiges Angebot gemacht wurde; aber das alt eingewurzelte, bei den meisten Bauern tief eingeleistete Mißtrauen gegen Alles, was von Seiten der Herrschaft kommt, verhinderte ihn, nüchtern und vorurtheilsfrei zu erwägen.

„Sie sollten Ihren Frieden machen mit der Herrschaft,“ sagte Hauptmann Schropp, als ahne er, was in der Seele des Alten vorgehe. „Vor Allem, da Sie es jetzt mit dem jungen Grafen zu thun haben. Der Zwist, den Sie mit dem alten Herrn gehabt, könnte doch füglich mit ihm begraben sein. Ich glaube, es wäre kein Schaden für Sie, wenn Sie sich mit uns stellten. Die Interessen von Bauer und Mittererschaft gehen vielfach Hand in Hand. Schließlich sind es doch verwandte Stände: Grundbesitzer. Die Größe des Besitzes bedeutet keinen so enormen Unterschied.“

Dieser Versuch, ihn mit der Gemeinsamkeit der Interessen zu fangen, machte den Bauer nur aufstößig. Der Mann da entwickelte ihm viel zu viel Eifer. Nein, so beschwären ließ er sich nicht! Daß der Graf nicht aus Liebe für die Bauern den Wildzahn errichten wollte, war klar. Wozu das Gerede! Nur um so feister wurde der Alte in seiner Ansicht, daß er hier wieder einmal betrogen werden sollte.

„Nahmen Sie sich ach keine Mühe weiter!“ sagte er in mürrischem Tone. „Ich verlese nicht vom Gutte weg. Gen für allemal, um ho'ch Se's gevoit!“

Der Hauptmann hatte die ausgestreckte Hand wieder zurückgezogen. Die Sache ging doch nicht so schnell, wie er sich's gedacht hatte, mit diesem starrköpfigen Alten. „Sie werden sich noch überlegen, Herr Böttner!“ meinte er. „Ich kanns ja begreifen, daß Sie an Ihrem Eigenthum hängen. Vollständig vermag ichs zu verstehen, glauben Sie mir das nur! Man hängt an der eigenen Scholle, ich weiß das aus eigener Erfahrung. Und das Herz blüht Einem, lieber möchte man sich einen Finger von der Hand lassen, als einen Acker weggeben vom ererbten Grund und Boden.“ Hauptmann Schreff hielt einen Augenblick inne. Dem trübten Ausdrucke nach zu schließen, den unwillkürlich seine sonst heiteren und offenen Züge annahm, schien eine düstere Erinnerung durch seine Seele zu ziehen. Er schnipste mit den Fingern, wie um das zu vertreiben, und fuhr fort: „Sehen Sie, man kann darin aber auch zu weit gehen, ich meine, in jenen Festhalten. Dann wird eben Starrköpfigkeit und Bernarrtheit daraus. Lieber ein kleines Gut, als ein großes, das man nicht voll bewirtschaften kann. Ich kenne Ihre Lage, Böttner! Ich sage Ihnen soviel, aus meiner eigenen Erfahrung heraus, wenn Sie sich auf Ihren Willen versteifen, wenn Sie auf diesen Vorschlag hier nicht eingehen, werden Sie sich nicht halten können auf Ihrem Gute.“

Jetzt hielt sich der Bauer nicht länger. „Ich ho mich gehalten dreißig Jahre lang, dar Herrschaft zum Troge! Mich wardt er ne uffrassen, wiet'r ringsrum Alles uffgefrassen hoat, mich ne! Wenn der Bauer alle wird, wer is 'n dran schuld, wenn ne de Nittergitter? Auf uns Bauern haat Alles ei, de Beamten wie der Edelmann. Nu solln mer och noch 's letzte Bissel hergahn, dos mer hoan. Vom Haus und Hof mechten se uns rungertreiba, Alles mechten se schluden, bis mir gar an Bettelstade sein. Dazumal, als se theelten — reguliren thaten se's heeßen — 's is nu schun an Hardel Jahre har, mei Vater selch hot mer's derzahlt — do hot mei Gruhwater an dritten Theel vom Gutte hergahn missen ans Nittergut. Und hernachen wos immer no nich genug. Do mußte mei Vater selch no ane Rente abzahlen, wie viele Jahre durch! — Nu sollt ees denka, mer wär frei gewurn, weil mer an Hofedienst und a Frohnde los sen. Aber ne! nu kinnst a Edelmann ju von hinten rim und mechte unferenem 's Gut abluchsen. Aber da giebtis nicht! Mir Bauern sein och nich mehr so tumm. Mir sein a nimmer de Unterthanen mit vom an gnädigen Herrn. Wenn mir ne wullen, do brauchen mer ne! Zum Verlesen kann mich Kenner ne zwingen, och der Graf ne!“

Der Hauptmann hatte diesen Ausdruck bäuerlichen Selbstbewußtseins mit Verständnis und Theilnahme angehört. Sowie ihn der alte Mann zu Worte kommen ließ, sagte er: „Ich kann das Alles mit Ihnen fühlen, Böttner! Ich habe auch einmal ein Gut besessen, ein schönes, großes, vom Vater ererbtes Nittergut. Ich habe den Grund und Boden, auf dem ich geboren war, lieb gehabt, so gut wie Sie Ihr Gut lieben. Genau wie Sie dachte ich damals. Aber die Verhältnisse sind oft stärker, als unfer Wille. Was will man machen? Ein paar Mißernten und dann die Hypotheken, mein Lieber! die Hypotheken! Das ist der zehrende Fraß, der den Grundbesitzer vernichtet. Das ist schlimmer als Feuersbrunst, Hagel und alle Ungewitter zusammen. Auf überforderten Grunde sitzen, das ist, als ob Dir einer eine Schlinge um den Hals geworfen hätte, und wenn Du die Füße losläßt, hängt Du drinnen. Da giebt es keine Rettung. Der größte Fleiß, die größte Sparsamkeit nützen da nichts, Du

bißt kein freier Mann mehr, Du hängt von etwas ab, das Du nicht kontrolliren kannst, und das lähnt Dich. — Mit blutendem Herzen habe ich meinen Besitz fahren lassen müssen. Sequestration, Zwangsversteigerung, Alles habe ich durchgemacht! Sie sehen, mein guter Böttner, ich kann hier mitreden.“

Der Hauptmann schwieg und strich sich mehrmals erregt den Bart, ihn von oben nach unten durch die hohle Hand gleiten lassend. Er seufzte. „Gott schütze Sie, mein Lieber, vor alle dem!“

Der alte Bauer war stille geworden in seiner Ecke. Die Worte des Anderen hatten Eindruck auf ihn gemacht.

Hauptmann Schreff fuhr fort: „Es ist nicht leicht, als älterer Mann ein Stück hergeben von dem, was man durch ein ganzes Leben sich gewöhnt hat, als sein Eigenthum zu betrachten. Sigt da irgendwo in der Stadt ein Kerl, der hat eine Hypothek auf Deinem Gute erworben. Und dieser Mensch, der mit dem Grund und Boden nicht das Geringste zu thun hat, der nicht ackert, pflügt oder säet, der hat nun Gewalt über Dein Gut. Der kann Dich runtertreiben, wenn es ihm paßt. Wie eine Waare kommt Dein Eigenthum unter den Hammer. Und das, was Generationen gepflegt und kultivirt und gehütet haben, wie ihren Augapfel, wird nun zerschlagen und zerschachtet von Fremden. Und draußen sitzen wir! Als älterer Mann mit Familie muß man sich nach Brot umsehen. Das ist nicht leicht, mein Lieber, das ist nicht leicht!“

Der Hauptmann schwieg und blickte gesenkten Hauptes zu Boden, als sei dort irgend etwas Interessantes zwischen seinen Stiefelspitzen zu erblicken.

Auch der Böttnerbauer sagte kein Wort. Der Mann hatte Recht! so war es, genau so! Wie oft hatte er nicht ebenso empfunden, wenn er mit Augenschweiß die Zinsen für seine Gläubiger aufzubringen sich mühte. Der Mann wußte, wie es zunging, wahrhaftig, der durfte mitreden.

Der Hauptmann riß sich aus seinem Nachdenken. „Nun wollen wir aber mal von unserer Sache reden, Böttner! Ich weiß, wie's mit Ihnen steht. Ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rath: verkaufen Sie Ihren Wald! Das ist das einzige Mittel, das Sie noch retten kann. Zahlen Sie von dem Erlöse einen Theil der Grundschulden ab, sonst bricht Ihnen eines Tages die Geschichte über dem Kopfe zusammen. Es geht Ihnen dann wie mir, Sie kommen um Alles. Das Angebot, welches Ihnen der Graf machen läßt, ist kein schlechtes. Nehmen Sie's an! Ich spreche nicht etwa im Interesse meines Brotherrn, ich spreche zu Ihnen geradezu als ein Leidensgefährte.“

Der Bauer schwieg eine Weile. In seinem Gesichte arbeitete es, als bewegten ihn die widersprechendsten Gefühle. Aber die Feindseligkeit war aus seiner Miene gewichen. Schließlich erklärte er mit gedämpfter Stimme, wenn er auch wolle, die Hypothekengläubiger würden es garnicht zulassen, daß er das Gut verkleinere.

Auf diesen Einwand war der Hauptmann gefaßt. „Natürlich würden die Gläubiger Einspruch erheben, wenn Sie das Pfandobjekt vermindern wollten, ohne ihre Genehmigung. Mit den Leuten muß selbstverständlich verhandelt werden. Ich denke, wenn man ihnen eine entsprechende Abzahlung zusichert, werden sie sich bereit finden, die Einwilligung zur Dismembration zu ertheilen. Es sind ja wohl lauter nahe Verwandte von Ihnen, die Gläubiger? Die werden doch so viel Interesse für die Erhaltung des Gutes beweisen, daß sie sich in diese notwendigen Maßregeln finden.“

Der Bauer schüttelte mit bitterem Lachen den Kopf. „Han Se ne das Sprüchwort gehert: Blutsverwandte tut mer heeßen, die Dich am erschten werden beeßen.“

„Steht es so bei Ihnen? Ich kenne das Wort! Es liegt was Wahres darin. Aber in Ihrem Falle, dachte ich, müßten die Verwandten ein Einsehen haben, wenn nicht aus Familiensinn, so vielleicht aus Egoismus. Die sind doch schließlich auch daran interessirt, daß das Gut in Ihren Händen bleibt. Denn können Sie sich nicht darauf halten, dann sind auch die Hypotheken gefährdet. Auf über-

schuldetem Besitz arbeitet der Eigenthümer thatsächlich nur für die Gläubiger. Sie schinden und plagen sich, damit Ihre Verwandten den Zinsgenuß ungestört haben. So liegt die Sache doch in Wahrheit, mein Bester! Habe ich Recht?“

„Recht han Se! Aber sein Se mal suwas zu an Gläubiger. Die gahn mer de Einwilligung ne, ich glob's ne!“

„Ich will Ihnen mal was sagen, Böttner!“ rief der Hauptmann, rückte dem Alten ganz nahe und legte ihm eine Hand aufs Knie. Ueberlassen Sie die ganze Sache mir! Ich will mit den Leuten verhandeln. Erfahrung habe ich mir ja gekauft in dieser Art Sachen. Ich glaube, ich werde die Gesellschaft so weit bringen, daß sie Konsens ertheilen. Es ist ja thatsächlich nur eine Formensache. Nennen Sie mir mal Namen und Adresse der sämtlichen Hypothekengläubiger.“

Der Alte krante sich den Kopf; er wollte sichtlich nicht mit der Sprache heraus. Schließlich gab er aber doch dem Drängen des Hauptmannes nach.

Als der Bauer den Namen „Schönberger“ nannte, stuzte der Hauptmann. „Mann! Wie kommen Sie zu so Einem?“

Der Böttnerbauer berichtete in umständlicher Weise die ganze Angelegenheit. Die Kündigung der Hypothek von Seiten des Bruders, wie er sich dann umsonst nach Geld umgethan, bis er schließlich in der Stadt das Nothwendige erhalten habe.

Hauptmann Schreff nahm eine bedenckliche Miene an und schüttelte unwillig den Kopf. „Die Sache will mir nicht gefallen, mein guter Böttner! — Schönberger! — Was mag das für ein Menschenfreund sein?“

Der Böttnerbauer meinte, es habe ihm ja kein anderer Mensch das Geld borgen wollen. Herr Schönberger sei gleich bereit dazu gewesen, und allzu hohe Zinsen habe er auch nicht gefordert.

„Trogdem! trogdem!“ meinte der Andere. „Oder vielmehr, gerade deshalb! Aus Menschenliebe thuts diese Art gewöhnlich nicht. — Na, das ist nun nicht mehr zu ändern. — Also, mal die übrigen Gläubiger!“

Der Bauer berichtete, was sonst noch auf dem Gute an Schulden siehe.

„Der Hauptgläubiger ist demnach Ihr Schwager Kaschel. Mit einer Hypothek steht er zudem an letzter Stelle. Der wäre also der Wichtigste. Was denken Sie, wenn ich mit dem Manne zuerst Rücksprache nähme? Er wohnt ja hier am Orte; ist Kretschamwirth, wie Sie sagen.“

„Da mechte aber Gener Haare uff'n Zähnen han,“ meinte der Bauer mit viel sagendem Lächeln, „wer Kaschelernsten firren wollte. Dos is a Dreimalgenährter. Und a dieser Hund is a Lammel gegen dan, das jag'ch Se glei!“

Der Hauptmann meinte, er sei nicht furchtsam von Natur und er wolle es auf den Versuch ankommen lassen. Er werde gleich einmal nach dem Kretscham hinüberreiten.

Der Böttnerbauer sagte nichts weiter dagegen. Sie verließen die Stube. Der Hauptmann zog sich selbst sein Pferd aus dem Stalle, brachte die Sattelung in Ordnung und stieg auf.

„Ich bringe Ihnen Nachricht über den Erfolg, Böttner!“ rief er im Abreiten.

* * *

Der Böttnerbauer sah dem Reiter eine Weile nach, bis er die Dorfstraße erreicht hatte und dort hinter Häusern seinen Blicken entschwand. Es hatte etwas Tröstliches für den alten Mann, daß dieser vornehme Herr alles das durchgemacht hatte, wovon er soeben erzählt. Er war ihm dadurch näher getreten.

Der Bauer stand da mitten in seinem Hofe, die Hand am Kinn, und simulirte. Was das für eine Welt war! man fand sich bald nicht mehr ein noch aus.

Ein Hufnagel lag am Boden. Er beugte seinen alten, steifen Rücken und hob das verrostete Ding auf. Man durfte nichts unkommen lassen. — Er sah sich im Hofe um. Die Holzverschalung am Westgiebel der Scheune war an verschiedenen Stellen brüchig, an einem anderen Flecke fiel der Pus von

der Wand. Kostete wieder Geld, das herstellen zu lassen! Die neue Kuh war auch noch nicht voll bezahlt. Zu alledem rückte der Halbjahrestermin heran, wo wiederum die Zinsen fällig waren. Woher das Geld dazu nehmen? Hafer, Roggen, Stroh, das vorjährige Heu, Alles war schon verkauft, Schlüßboden und Banse waren leer.

Auf den Feldern standen ja schöne Früchte. Wenn das Wetter weiterhin günstig war, würde er sogar eine ausgezeichnete Ernte machen. — Der Bauer wandte seine Schritte unwillkürlich dem oberen Hofthore zu, von wo aus man die Felder des Gutes in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken konnte.

Er deckte die Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen. Im klaren Mittagslichte lagen die Fluren vor ihm. Das Kornfeld wogte wie ein grünlicher See mit silbernen Wogenkämmen. Unabsehbar schien die Menge der Aehrenhäupter, die sich da im Winde beugten und hoben in langgezogenen schwellenden und sinkenden Wellen. Und der Hafer, der eben die Schöfhalme treiben wollte, stand in dichten Beeten, eine dunkelgrüne, lebendige Matte, von ungezählten schlanken, spizen Halmchen. Und die Kartoffeln mit fastigem Kraut, kraftstrobend, in langen, geraden Reihen, sorgsam gejätet und angehäufelt, daß es eine wahre Lust war für das Auge des Landmanns.

Das war doch sein Eigenthum! Hundertfach hatte er es dazu gemacht, durch die Arbeit. Da war nicht ein Fußbreit Land, den er nicht gepflegt hätte mit seinen Händen. Sein Acker war ihm vertraut, wie ein Freund. Er kannte alle seine Eigenarten, seine Schwächen wie Vorzüge, bis ins Kleinste hinein. Er stand zu diesem Boden, dessen Sohn er war, doch auch wieder wie die Mutter zum Kinde; er hatte ihm von dem Seinen gegeben: seine Sorge, seine Liebe, seinen Schweiß.

Und nun drohten sich zwischen ihn und dieses Stück Erde, aus dem er und die Seinen Kraft und Nahrung zogen, nun drohten sich Fremde zwischen ihn und sein Eigenthum zu drängen. Seinem schlichten, ungeschulten Verstande stellte sich die Gefahr dar, wie eine Verschwörung teuflischer Mächte, gegen ihn und sein gutes Recht. Von der Macht und Bedeutung des mobilen Kapitals, von jenen ehernen Gesetzen, nach denen ganze Stände und Geschlechter dem Untergange verfallen, Andere emporhebend durch ihren Sturz, ahnte er nichts. Gines nur hatte er am eigenen Leibe erfahren: er kämpfte und rang durch ein langes Leben gegen eine Last, die auf ihn gelegt war, er wußte nicht von wem. Und je verzweifelter er sich aufbäumte gegen das unsichtbare Joch, desto schwerer und drückender wurde seine Wucht.

Konnte ein Mensch das ahnen, der diese lachenden Fluren ansah?

Gottes Segen schien auf ihnen zu ruhen. Der Acker wollte seinem Pfleger so gerne zurückerstatten mit Zinsen, was er an Liebe auf ihn verwendet. Der Boden wollte Dem die Treue halten, der ihm treu gewesen war.

Dalm an Halm drängte sich. Konnte Der, dem solche Ernte in die Schenke lachte, nicht gutes Muthes sein? Durfte es denn wirklich eine Nacht geben auf der Welt, die ihm diesen Erntesegen, den der liebe Gott doch für ihn hatte wachsen lassen, streitig machte.

Es kam wie ein großes, dunkles Gespenst über die Felder gehuscht, ohne Beine, und doch schnellfüßig — der Schatten einer treibenden Wolke. Es löschte allen Glanz von den Aehrenwellen, es wuschte die Farbenpracht der bunten Fluren aus, es legte sich wie ein düsterer Ton über Alles. Der Schatten eilte über Haus und Hof, über die Feldmark in ihrer ganzen Breite, dem Walde zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Raubfürst des 16. Jahrhunderts.

Von Ernst Wahrmund.

Ludwig Nöfel wundert sich in dem Kapitel seines hübschen Buches über Alt-Nürnberg, welches von dem Markgrafen Albrecht Alciades handelt, warum dieser aufrührerische Fürst den Beinamen Alciades führte. Er bezieht sich

auf Friedrich den Großen, der auch bezüglich eines seiner Vorfahren sagt, er sei zu dem Beinamen Nestor gekommen, wie Ludwig XIII. zu dem des Gerechten, oder wie der Blinde zur Ohrfeige, wie wir sagen würden, d. h. „sans qu'on pénètre la raison.“ ohne daß man den Grund einseht. Mit solchen ehrenden Beinamen geht es auch heute noch so, und der alte Fritz könnte, wenn er davon vernähme, immer und immer wieder seinen eigensinnigen Kopf schütteln und sich absonderliche Gedanken machen.



Joseph Marie Jacquard.
(Su dem Artikel: „Auch ein Revolutionär.“)

Der geistreiche Schlingel der athenischen goldenen Jugend, Alcibiades, der eines Tages seinem Prachthund die Ruthe abhaarte und dann zu Sokrates ins Stollenging, Weisheit zu hören, gilt im Gesamturntheil der Geschichtsschreiber für einen ruhelosen, wankelmüthigen Projektentworfener und unzuverlässigen Skatoniisten. Das mag irgend einen der humanistisch



Jacquardweber.

(Su dem Artikel: „Auch ein Revolutionär.“)

gelehrten Zeitgenossen Albrechts, die sich und alle Welt gern lateinisch-griechisch umtanzten, veranlaßt haben, den steten Landfriedensbrecher im großen Stil, Albrecht, nach jenem Athener zu benamen.

Nöfel meint, verständlicher wäre es gewesen, wenn man „diesem wilden Schöfbling am Stamm der Hohenzollern“ einen Beinamen gegeben hätte wie: Höllebrand, Bürgengel, Unhold, Mordbrenner und dergleichen, das wäre bezeichnender gewesen.

Nöfel, der Alt-Nürnberg behandelt und mit Liebe — ich weiß nicht, ob er sogar ein Nürnberger Kind ist — umfaßt, ist natürlich, ebenso wie seinerzeit Hans Sachs, nicht ganz unparteiisch. Aber auch der nüchternen, parteilose Geschichtsbetrachter muß seinem harten Urtheil über den hohenzollerschen Raubfürsten zustimmen.

Man ist seitens der offiziellen Hofhistoriker und „objektiven“ Geschichtsprofessoren, der zünftigen Vertreter der „freien deutschen Wissenschaft“, schnell damit bei der Hand, die Laster und Verbrechen von Fürsten und anderen hohen Herrschaften vergangener Jahrhunderte aus den „rauhem Sitten jener Zeiten“ zu erklären und sie nach Kräften weiß zu bremen. Da sind die „Verhältnisse“ daran schuld, welche geradezu mit Nothzwang auf die hohen Herren eingewirkt haben sollen. Bei etwaigen bedeutenden Thaten derselben Leute aber läßt man die Umstände und Verhältnisse nicht als bestimmend und ausschlaggebend gelten, da sollen diese Helden „ihrer Zeit vorausgeeilt sein“ und durch ihre persönliche Vortrefflichkeit Alles höchst eigenhändig herrlich angefangen und ausgeführt haben. Dann kommt als Entschuldigung von etwaigen Scheußlichkeiten und Schurkereien noch die Staatsraison hinzu, welche die im Grunde so ehrsamten Herren genöthigt hätte, mit blutendem Herzen wider ihr Gewissen und besseres Wissen greifbare Verbrechen und Rechtsbrüche aller Art zu begehen im Dienste des „höheren Interesses“. Das konnte Herr von Tausch ebenso gut sagen — hat es auch gesagt und auch Glück damit gehabt und seine Freisprechung erzielt. Der ernste und aufrichtige Geschichtsfreund und Geschichtsforscher muß sich aber von einer solchen doppelten Buchführung in stillosen Dingen entrüstet abwenden. Er kann jene Schönfärber auch mit ihrer eigenen Theorie schlagen, nach welcher ja die „großen Persönlichkeiten“, wie man sagt, „ihrer Zeit ihren Stempel aufdrücken“, wenn das nämlich der Fall ist, so müssen diese Herren auch verantwortlich sein für die Zustände zu Zeiten des Verfalls und der allgemeinen Verlotterung.

Albrecht war der Sohn des Markgrafen Kasimir und 1522 geboren; sein Vater starb, als der Junge erst fünf Jahre alt war. Die Mutter und ebenso der Vormund, Markgraf Georg der Fromme, nahmen es nicht sehr genau mit ihrer Erzieherpflicht. Man erzog Albrecht mit zwei Grafen von Leuchtenberg zusammen und gab ihm dreizehn Edelknaben zur Bedienung. Nöfel berichtet: „Zum Lernen hatte der junge Herr Anlage genug (wieder ein Zug, den er mit dem athenischen Alcibiades gemein hatte!), Lust dazu jedoch um so weniger, die hatte er blos zum Reiten, Jagen und Saufen.“ Seine Hofmeister und wissenschaftlichen Lehrer hatten ihre liebe Noth; einer von ihnen, Beck mit Namen, wurde gezwungen, auf einer fürstlichen Hochzeit sich so voll zu trinken, daß er einige Tage darauf starb. Der junge Albrecht selbst that bei derselben Gelegenheit des Guten so viel, daß er ein Jahr lang siechte. Seine Oheime wollten nun, daß er entweder eine Hochschule besuchte oder nach Polen ziehe, wo die lateinische Sprache zu Hause sei, um dort sich wissenschaftlich-lateinischen Schluß zu holen. Der Herr Neffe zog es vor, keines von Beiden zu thun, sondern wie bisher ritt er mit seinen Genossen im Lande herum, jagte, würfelte und zechte.

Gleich und gleich gefellt sich gern; so wundern wir uns nicht, als Albrechts Kumpan den wilden Sigmund von Heßberg genannt zu finden, und seit seiner Mündigkeitserklärung, 1540, den übel genug beleumundeten Wilhelm von Grumbach, den „Helden“ der berüchtigten Grumbachschen Händel.

Zunächst drang Albrecht auf Theilung des Landes und erhielt das oberbergische Fürstenthum. Sein Vater Kasimir hatte die Landesschuld seinerzeit verdoppelt, so daß die Einkünfte kaum reichten, die Zinsen zu decken, und selbst die der Kirche bei der so lukrativen Einführung der Reformation abgenommenen vierundzwanzigtausend Gulden waren nur ein Tropfen auf den heißen Stein. 1529 schon machten die oberbergischen Stände den Vorschlag, ein paar Aemter an die reiche Stadt Nürnberg zu verkaufen, um nur etwas Luft zu bekommen.

Unter sothananen Verhältnissen entschloß sich Albrecht, nicht daheim still zu liegen, sondern als reiselaufender Soldat sein Glück zu versuchen.

Zunächst ging der lutherische Markgraf in die Dienste seiner kaiserlich katholischen Majestät Karls V. und bezog als kaiserlicher Feldoberst gegen den Schmalkaldischen Bund monatlich dreißigtausend

Gulden. Lorbeeren sammelte er zwar nicht, erlangte aber die Freundschaft des Herzogs Moriz von Sachsen und die Gunst des Kaisers. 1547 gerieth er sogar in Gefangenschaft, aus der ihn erst der kaiserliche Sieg bei Mühlberg erlöste, worauf er mit Karl V. in Nürnberg als Sieger einzog und von da nach Augsburg zum Reichstag ritt, wo er mit Freund Moriz ein wüthes und tolles Treiben begann und seine reichliche Schuldenlast fleißig vermehrte.

Von seinem Sold erhielt er zunächst nur ein Drittel, aber dafür ein paar Herrschaftsgebiete in Franken, die er sammt dem eigenen Lande gründlich auszog.

Nun bot er seine Kriegshilfe dem Herzog Albrecht von Preußen, seinem Oheim, an, das Geschäft zerschlug sich aber.

Völlig skrupellos ließ sich dann Albrecht für die Fürstenverschwörung gegen den Kaiser, der sein

sein Lieblingswerk und steckte an hundert Orte in Brand.

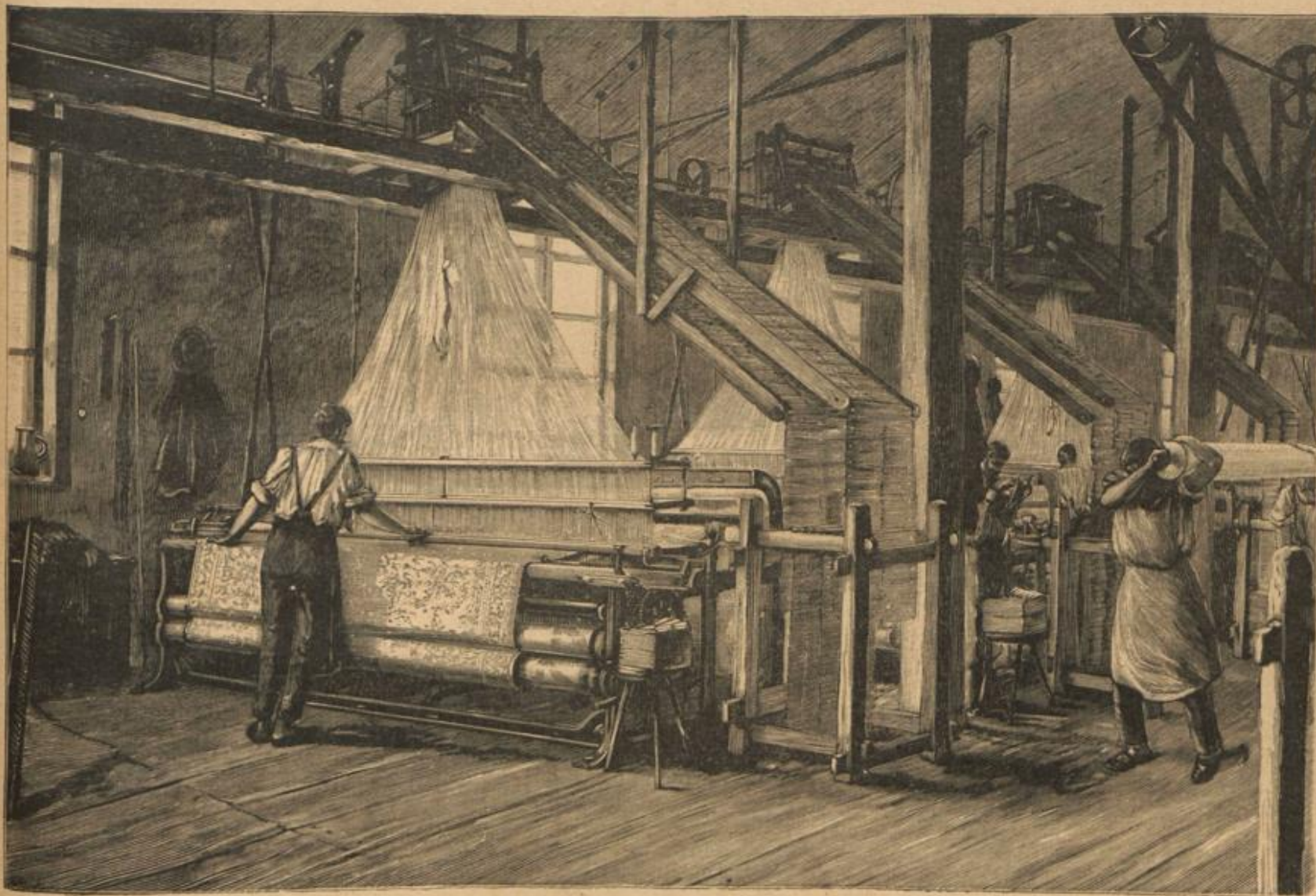
Seine „Politik der freien Hand“ wandte Albrecht auch gegen Nürnberg an, das sich Sicherheit und Neutralität durch hunderttausend Gulden von den verschworenen Fürsten erkaufte. Albrecht, der sich als Nicht-Mitunterzeichner dieses Vertrages zu nichts verpflichtet fühlte, spielte sich doch als den Verbündeten auf und erlangte vom Rath Nürnbergs die Erlaubniß, gegen ein erlassenes Waffenverkaufsverbot achthundert Hakenbüchsen und tausend lange Spieße in Nürnberg aufzutreiben. Nun berief sich Albrecht wieder, da er gerüstet war, auf die Artikelbriefe, die er nicht unterschrieben hatte, und wandte sich gegen Nürnberg. Er nahm zunächst Markt und Schloß Lichtenau ein, dann schickte er einen mit den französischen (!) Wappenlisten ausgeputzten Unterhändler an den Rath zu Nürnberg mit der Forderung,

Bauern, und als man ihm sagte, wie die Dinge ständen, that er einen greulichen Fluch und sagte: „Sind sie gehängt, so sollen sie auch hängen.“ Seiner Umgebung aber befahl er: so sie sähen, daß er „einen Trunk hätte“, möchten sie keine Gefangenen mehr vor ihn bringen.

In Nürnberg ging während der Beschießung, wenn diese einmal recht arg wurde, das Sprüchwort: „Der Markgraf ist trunken.“

Nürnbergische Gebietsbauern nöthigte Albrecht, als Schanzgräber und Minierer zu arbeiten, so daß die Belagerten ihre eigenen Landesfinder beschießen mußten.

„Halb türkisch“ nannte Graf Schlick die Kriegsführung Albrechts in einem Briefe an dessen Vetter, den Markgrafen Hans von Rieutin. An König Ferdinand schrieb dessen Abgesandter Justus: „Das erbärmliche Verderben, welches Markgraf Albrecht



Mechanische Jacquardweberei.

Gönner war, gewinnen, um als „unverpflichteter“ Verbündeter Frankreich in geheimer Sendung, bald als Kaufmann verkleidet, bald als Hauptmann von Diberbach auftretend, zu gewinnen.

In der That kam im Februar 1552 das Bündniß deutscher Fürsten mit Heinrich II. von Frankreich gegen Kaiser und Reich zu Stande unter der Firma: für den rechten Glauben und Freiheit deutscher Nation! In Wahrheit spekulierte Moriz von Sachsen auf die Stifte Magdeburg und Halberstadt, Philipp von Hessen auf den Besitz von Würzburg und Mainz, und die Ernestiner-Sachsen auf Erfurt und das Eichsfeld und Nürnberg, das auch Albrecht Alcibiades begehrte.

Zunächst zogen die Netter des Glaubens und der deutschen Freiheit nach Augsburg, von da nach Ulm, wo Albrecht den Vorschlag machte, alles Land um Ulm zu fengen und zu brennen und zu plündern, die liebste Art der Kriegsführung dieses „streitbaren, deutschen Helden“. Als man auf seinen Barbarenvorschlag nicht einging, that er auf eigene Hand

er solle sich dem Bündniß gegen den Kaiser anschließen.

Den Mahnungen seiner Verbündeten gegenüber, den Bund durch sein ehrloses Vorgehen nicht zu kompromittiren, spielte sich Albrecht wieder als den Nichtverpflichteten auf. „Was konnte ihn, dem die eigene Ehre nichts war, die Ehre der verbündeten Fürsten kümmern.“ (Nöfel.)

Albrecht setzte Stein und zwölf andere Nürnberger Drischasten in Brand, denen weiter noch eine Menge andere folgten, die in Asche gelegt wurden.

Wie viele der damaligen deutschen Fürsten, wie schon erwähnt, war auch Albrecht frühe schon ein wüther Trunkenbold. Als einmal eine Mandel gefangener Bauern aus Nürnberger Gebiet vor ihn gebracht wurde, zog er in trunkenem Muth sein Schwert, raste wie toll herum und ließ die Unglücklichen kurzer Hand hängen, bis auf zwei, denen es glückte, zu entweichen. Am anderen Tage, als er seinen Bombenrausch ausgeschlafen hatte, wußte er gar nichts mehr von dem ganzen Handel mit den

allenthalben um Nürnberg mit Feuer und Schwert anrichtet, ist dermaßen beschaffen, daß es ein steinernes Herz erbarmen möchte. Ich habe gehört, daß die armen Bauersleute in den Wäldern und Hölzern vor Hungersnoth sterben und verderben. Man findet auch todte Bauern, welche das Gras noch in den Mäulern haben. Das Alles gereicht dem Markgrafen und seinen Leuten nur zu einem Gelächter. Des greulichen, tyrannischen Mordbrennens rühmet er sich selbst, das sei seine beste Kurzweil, das ich selbst aus seinem Munde gehört habe.“

Oft legte er selbst die erste Hand an bei einer Brandstiftung.

„In der Rohheit und Bestialität ging der Markgraf mit bösem Beispiel voran, ein verworfener, gottverlassener Tyrann und Bösewicht, ein Charakter, von Natur aus schwankend und halbtoll, abenteuerlich und brutal, der sich dann in der Wirrsal, Unbeständigkeit und Nachlosigkeit der Zeit zu jener Erzenztrität entwickeln konnte.“ So urtheilt Nöfel.

Zwei Städte, drei Klöster, neunzig Schösser,

hundertundsiebzig Flecken und Dörfer, achtundzwanzig Mühlen und dreihundzwanzig Hämmer wurden in diesem „Markgräflerkrieg“ den Nürnbergern ausgeraubt und verbrannt, alle Weiber und Leide abgegraben und dreitausend Morgen Wald eingäsert. An den unglücklichen Landbewohnern, Mann und Weib, Kind und Greis, wurden von den entmenschten Kriegsknechten, deren Ideal Albrecht war, die bestialischsten Greuelthaten verübt.

In ähnlicher Weise suchten Albrechts und des Strumbachs Mordbrennerbanden Bamberg und Würzburg heim.

Nach siebenwöchentlicher Belagerung mußte Nürnberg sich dem Fürstentum gegen Kaiser und Reich anschließen, auf Schadenersatz verzichten, 200 000 Gulden Kriegskosten zahlen, 6 schwere Geschütze und 400 Zentner Pulver liefern; es hatte einen Verlust, den die Einen auf 1 800 000 Gulden, Andere gar auf 2 500 000 Gulden schätzen.

Wider Recht und Gesetz, wider Landfrieden und kaiserliche Reichsgewalt, wider seine eigenen Bundesgenossen trat so dieser deutsche Reichsfürst alle Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit mit Füßen. Dazu verbot in heller Herzensangst der Rath von Nürnberg allen seinen Unterthanen, Uebles über den Markgrafen zu reden.

Um Reste der dem Bischof auferlegten Kriegsschädigung einzutreiben, ging dann Albrecht selbst nach Würzburg, in gleicher Weise „Religion und Freiheit“ verteidigend. Dann wurden Mainz, Worms und Speier furchtbar gebrandschatzt. Als Frankfurt von den Bundesfürsten freigegeben wurde, nannte Albrecht dies „Verrätherei deutscher Nation“; allein, es zu bewältigen, auszurauben und zu brennen gelang ihm nicht. Er verlegte nun den Schauplatz seiner Heldenthaten nach Trier und in das Land zwischen Mosel und Saar, überall Schutt und Asche hinter sich lassend auf seinem Wege zum Heere des Königs von Frankreich.

Inzwischen hatte der Kaiser die erzwungenen Verträge Albrechts mit Bamberg, Würzburg und Nürnberg für ungültig erklärt. Albrecht konnte nicht erlangen, was er von Frankreich begehrte, an das eben Metz vom Adel verrathen und verkauft worden war. Und das Merkwürdige geschah: der Kaiser nahm Albrecht wieder in Gnaden auf, die Zwangsverträge Albrechts wurden für rechtskräftig erklärt und er selbst trat in kaiserlichen Dienst. Nun kämpfte der Mann, der Nürnberg der Achselträger beschildigt hatte, wieder gegen seinen guten Freund, den König von Frankreich, wobei er auch den Herzog von Anjou gefangen nahm, der dann um schweres Geld ausgelöst werden mußte.

„Der heillose Landfriedensbrecher und Mordbrenner“, wie Kaiser Karl vor Kurzem noch Albrecht genannt hatte, konnte aber in kaiserlichen Diensten auch nicht hindern, daß Metz bei Frankreich verblieb. Der Markgraf wurde mit hohem Lobe, einem Schuldbrief für rückständigen Sold auf 45 000 Thaler und einem Pensionsbrief auf 5000 Thaler entlassen.

Gegen Bamberg ziehend, hielt er sich schadlos durch rasende Brandschatzung. Dann begann der Tanz wieder mit Nürnberg in der altbeliebten Weise des Blünderns, Sengens und Brennens auf dem offenen Lande, wobei er das Landvolk mit Weib, Kind und Vieh in die Orte treiben und es verbrennen ließ.

Der ohnmächtige Kaiser konnte dem armen Frankenland nicht helfen, aber das Reichskammergericht entschied zu Gunsten Bambergs, Würzburgs und Nürnbergs, und König Ferdinand, Moriz von Sachsen, die fränkischen Bischöfe, der Herzog von Braunschweig und Abgesandte Nürnbergs hielten zu Eger Rath, wie dem fürstlichen Uebelthäter Albrecht das Handwerk zu legen sei.

Der wandte sich nun nach Norden und setzte sein Handwerk in Thüringen und Braunschweig fort. Bei Sondershausen (9. Juli 1553) ward er von seinem ehemaligen Freund Moriz von Sachsen besiegt, welcher seinerseits in der Schlacht fiel. Mit Nürnberger Geld wurden die Söldner des Braunschweigers bezahlt, die zu Albrecht übergehen wollten, nun aber diesen bei Stauerberg, südlich von Braunschweig, schlügen. Inzwischen fielen die Nürnberger in sein

Ermland ein. Er warb in Thüringen neue Mannschaften und nahm Hof. Von da eilte er auf sein Raubnest, die Pfaffenburg.

Die Braunschweiger Landsknechte rückten an und Albrecht wurde in des Reiches Acht erklärt. Als dieser die Botenschaft davon erhielt, rief er höhniisch und mit wahrem Galgenhumor aus:

„Acht und aber (noch einmal) Acht macht sechzehn! Wir wollen sie fröhlich und in Freuden mit einander vertrinken! Je mehr Feind, je mehr Glück!“

Ganz geheuer war ihm dabei jedoch nicht, wie der Schluß eines für den Charakter Albrechts kennzeichnenden Tagesbefehls an seinen Hauptmann Hieronymus Stöckel auf Hohenlandsberg beweist, in dem es heißt:

„Ihr wollt auf künftigen Christtag oder um Mitternacht, wenn die Pfaffen zur Mette gehen, ein zehn oder zwanzig Ort gen Windsheim, Ipshofen und den Grund nach Kitzingen hinab in Brand stecken, und wenn sie in der Mette oder ob dem Christbraten sitzen, wollet Ihr ihnen ein Feuer anzünden, daß die Kinder im Mutterleib einen Fuß nach sich ziehen oder auch beide! Und wir wollen, ob Gott will (!), hierum auch mit säumen und ihnen zu Neujahr auch ein zwanzig Feuer anzünden; es hilft den Vertrag sehr fördern. Es thut sonst kein Gut mehr!“

Weiter wurde dem waderen Stöckel befohlen, fleißig auf den Straßen zu wegelagern und zu raubmorden: „Je mehr Silberfuchen, desto besser! Wenn man mich verdirbt, so sollen andre Leute auch nichts haben!“ meinte der erlauchteste deutsche Reichsfürst Albrecht.

Sein Schicksal war aber besiegelt. Die Nürnberger nahmen die Bergschlöffer auf dem Rauhen Kulm und auf dem kleinen Kulm, Schloß Hohenlandsberg nahmen die Bundesstruppen, endlich, am 22. Juni, fiel auch der letzte feste Platz, die Pfaffenburg. Auf der Haide zwischen Bollach und Kitzingen wurden die letzten Reste der Albrechtschen Krieger zerstreut, er selbst floh zu seinem lieben Freunde, dem König von Frankreich, von dessen Hof aus er vergebliche Versuche machte, wieder eine Rolle in Deutschland zu spielen.

1556 ward auf dem Regensburger Reichstag heiß um die Angelegenheiten Albrechts gerichtet, wobei er mit freiem Geleit selbst seine Sache führen wollte, aber nicht hinkam. Krank, infolge seines wilden Völler- und Landsknechtslebens, suchte er in Wildbad im Schwarzwald Erholung. Vergebens; in einer Säufte brachte man ihn nach Pforzheim auf das Schloß des Markgrafen von Baden-Durlach, wo er am 8. Januar 1557, verlassen von allen ehemaligen Bündnern, starb wie er gelebt hatte. Hans Sachs hat seine „Himmelfahrt“, d. h. ironisch seinen Einzug in die Hölle der Tyrannen Phalaris, Nero, Heliogabal usw., in bitter verwünschenden Versen besungen.

Im Mausoleum der fränkischen Hohenzollern aber, in der Kirche des Klosters Heilsbrunn, liest man die prächtig geschichtsfälschende Grabchrift: „Hier liegt begraben der durchlauchtige, hochgeborene Fürst, Herr Albrecht der Jüngere, Markgraf zu Brandenburg, der deutsche, streitbare Held, der um die Freiheit deutscher Nation männlich gestritten. (!)“

Gerichtsrath Johannmann.

Novelle von G. Macaj.

(Fortsetzung.)

Die Näthin mußte diese Wochen das Bett hüten. Sie hatte schwere Verletzungen und war in Lebensgefahr. Ein dunkles Gerücht von dieser Katastrophe ging in der Stadt umher. Aber Niemand erfuhr etwas Bestimmtes. Aus dem Hausarzt des Rathes, dem Doktor Grau, war nichts herauszubekommen, und auch die alte Marie verweigerte den Hausleuten gegenüber jede Auskunft.

Als die Näthin aufstand, war es ihr, als sei Etwas in ihr geborsten, als sei das Leben aus ihr gewichen. Langsam, sehr langsam erst erholte sie sich, und es vergingen Jahre, bevor die Schrecken jenes Tages in ihrer Erinnerung verblaßten.

Aber auch der Rath war nun ein Anderer geworden. Scheu und schleichend ging er umher, wich jedem Menschen aus und suchte bei jedem Geräusche zusammen. Er hatte Furcht: vor den Anderen und mehr noch vor sich selbst. Das Grausen vor dem unheimlichen Gast in seiner Brust war sein steter Begleiter. Er sah gespenstlich aus. Sein graues, spärliches Haar stand in starren Borsten empor, seine Wangen waren eingefallen, sein Körper geknickt, seine Augen hatten bald einen schreckhaft großen, bald einen scheuen, lauernden Blick, der unstät umherirrte. Seine Finger zuckten nervös, als suchten sie sich stets nach Etwas anzufassen — so machte er den Eindruck eines bösen Geistes, der wie Gift über dem Leben der Anderen lagert.

Im Amte dagegen rechte er sich auf. Dort wurde er souverain. Die Furcht verschwand und machte einem hohnlachenden, grinsenden Selbstbewußtsein Platz. Dort entwickelte er nun eine grauenhafte Thätigkeit, dort schuf er sich eine neue Freude, eine Entschädigung für sein eigenes, tiefes Leid. Obwohl er einen höheren Rang als Gerichtspräsident in der Provinz hätte erhalten können, verzichtete er darauf und behielt seinen Posten als Untersuchungsrichter, den man ihm um so bereitwilliger ließ, als er für den erfahrensten und gewandtesten dieses Amtes galt.

Und nun fing er zu quälen an. Nicht wie früher, sondern viel ärger. Er quälte die Opfer, die ihm schon wehrlos überliefert waren. Er quälte sie, nachdem sie sich schon verloren gaben und die letzte, allerletzte Rettung in dem Geständnisse ihrer That sahen. Er verhinderte dieses Geständniß und schob es hinaus. Heimlich und unvermerkt bot er Denen, die an keinen Ausweg mehr glaubten, eine Handhabe, eine Hoffnung. Er ließ sie anfathmen, ließ sie zur Besinnung kommen. Dann übergab er sie der Einsamkeit der Untersuchungsstelle. Dort mochten sie nachdenken, dort mochten sie hangen zwischen Zweifel und Hoffnung, in hilfloser, ohnmächtiger Ungewißheit. Mit wundem, krankhaft erregtem Gehirn mochten sie dort suchen, — suchen nach einem rettenden Wort, suchen nach einem entlastenden Moment, das nicht da war, das ihnen aber wie eine gleißende Fata Morgana vor Augen schwebte.

Und immer wieder trieb er dieses gräßliche Spiel mit Menschenqual und Menschenpein. Und je feiner, je subtiler und harmloser es schien, je mehr es aber schmerzte und folterte, desto wilder war seine Freude. In geheim nannte er dieses versteckte und von Niemandem geahnte Spiel die „Seelenfolter“. Bis zum Wahnsinn trieb er damit die gekehrten, seiner Grausamkeit preisgegebenen Unglücklichen. In der Seelenfolter fand er Zerstreuung und Erlösung von dem unheimlichen Gast seines Inneren. In der Seelenfolter fand er eine Ablenkung und Beschäftigung seines krankhaft überreizten Gehirns. —

In seinem Hause aber lastete eine schwüle, lauernde Ruhe, eine Ruhe wie vor einem bangen, erwarteten Ereigniß, eine Ruhe, die den Frieden vergiftete und die Herzen krank und elend machte.

Die Gatten gingen schauernd und furchtsam aneinander vorüber. Sie belauschten sich gegenseitig und warteten auf irgend ein achlos hingeworfenes Wort, das wie Zündstoff in die gefährliche, ruhende Masse gefallen wäre. Sie belauerten ihre Blicke und Bewegungen und hatten Beide die stumme, stets zur Vertheidigung bereite Furcht.

Ein tödtlicher Haß hatte sich um ihre Seelen gezogen, ein Haß, der auch die letzten friedvollen und weichen Gefühle verzehrte. Sie waren Raubthieren gleich, die sich messen mit gieriger, funkelnder Erwartung, die ihre Kräfte kennen und die wissen, daß ihre Kräfte gleich sind.

* * *

Unter dieser schweren, bleiern Ruhe wuchs Gertrud auf. Sie hatte keine Ahnung von dem, was vorgegangen war. Nur das dumpfe, das gewaltigste Regungslose fühlte sie und meinte, es müsse so sein. Es lagerte auf ihrem ganzen Jugendlieben, schwer, traurig, ohne Freude, ohne Sonnenglanz und Lebenslust.

Das Einzige, was Gertrud aus der langen Zeit ihrer Kindheit mitgebracht hatte, war ihre Freundschaft zu Paula Lehnert gewesen. Anfangs war es nur ein Nebenhergehen gewesen, eine Beziehung aus Neugierlichkeiten. Sie waren von Kindheit auf zusammen gewesen, hatten im gleichen Hause gewohnt und hatten das Gleiche erlebt. Später aber war es tiefer zwischen ihnen geworden.

Paula war eine ganz andere Natur als Gertrud, — sinnig, froh, gutmüthig und nachgiebig. Sie hatte nichts von dem Grübelsinn Gertruds an sich und von deren Mißtrauen gegen Alles und gegen Alle. Sie hatte Gertrud verehrt und sich unter ihren Willen gebeugt — und Gertrud hatte Etwas gebraucht, das sie lenken und beherrschen konnte. Dies hatte in ihr das Gefühl der eigenen Unfreiheit gemildert, unter dem sie stets zu leiden hatte. Sie war selten herzlich gegen Paula gewesen, und wenn sie sich je vergessen hatte, so hatte sie ihrer Herzlichkeit einen schroffen, überlegenen Ton gegeben. Nur ganz im Stillen und unbemerkt war eine jähe Liebe zu dem sonnigen Kinde in ihr aufgestiegen, eine Liebe, deren sie sich schämte, die sie aber glücklich machte.

Paula hatte Freude gehabt an Gertruds tollen und eigenartigen Einfällen; sie hatte ihren kalten und klaren Verstand bewundert. Freilich hatte sie nicht geahnt, daß diese Kälte ein Kleid sei, hinter dem sich wilde und unterdrückte Gefühle verbergen. Sie hatte Gertruds Wesen als etwas Hervorragendes genommen, das ihr fehle und das sie nachahmen müsse. So wurde Gertrud, als Beide heranwachsen, gleichsam Paulas Lehrerin, diese aber ein Mittelglied zwischen Freundin und Skavin.

Da zerstörte der Tod diese seltsame Freundschaft. Paula war sechzehn Jahre alt geworden, da fing sie plötzlich zu kränkeln an und mußte sich eines Tages zu Bett legen. Es war ihre letzte Krankheit.

Im Winter um die Faschingszeit starb sie.

Für Gertrud war das ein harter Schlag. Sie stand an dem Sarg ihrer Freundin und konnte nicht begreifen, wie so Etwas möglich sei. Damals erschien ihr zum ersten Mal das Leben wie ein bitteres Geschick, und sie wäre gerne mit Jener gestorben.

Thränen aber hatte sie für die Verstorbene keine; auch nicht, als man draußen auf dem Friedhof stand und Alle weinten und der blumengeschmückte Sarg in die Erde hinabglitt.

Die Näthin hatte sie mit erstaunten, bösen Blicken angesehen. Auf dem Nachhauseweg sagte sie:

„War Dir Paula denn so wenig werth?“

Gertrud erwiderte kalt:

„Sie ist ja doch todt!“

Sie meinte, mit Thränen wecke man das junge Leben nicht wieder auf. Die Näthin aber dachte mit tiefem Grimm für sich, daß ihr Kind häßlich geartet sei, roh und lieblos. — So wie er! dachte sie. Aber es war die Zeit vorüber, wo sie sich noch mit einem Wort an diese Lieblosigkeit gelehrt hätte. —

Seitdem wurde Gertrud verschlossener denn je. Sie empfand es als eine Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit des Schicksals, daß es ihr das Liebste geraubt hatte, was sie besaß. Warum gerade ihr? Es wollte ihr immer mehr scheinen, als nähme sie eine Ausnahmestellung ein und als laste auf ihr ein trübes und unheimliches Geschick. Sie dachte an Paulas Tod und fragte sich: Wozu hat sie überhaupt gelebt? War es nicht sinnlos, dieses Leben? Lebte man deshalb, um in der Jugend wegzusterven, — früher, viel früher, als das Leben beginnen kann, das wirkliche Leben der Zukunft? Und sie dachte an ihre Mutter, die alt sei, an diese Frau, mit der sie Nichts verband — und tief in ihr stieg der Wunsch auf, es wäre die Mutter anstatt der Freundin gestorben!

Dann wieder erschrak sie über ihr Denken und kam sich schlecht und verworfen vor. — — —

In all diesen Jahren aber hatte es keinen Konflikt mehr im Hause des Rathes gegeben. Allmählig stumpfte auch die Erwartung des Hasses ab — friedlos, aber gleichgültig wurden die Seelen der Gatten. Man mied sich, weil man sich fürchtete, aber die Furcht verlor jede äußere Ursache.

Die Näthin widmete alle ihre Gedanken der

forgfältigen Erziehung Gertruds. Es lag keine Freude für sie darin, aber doch jene Sündering, die mit jeder Art von Thätigkeit verbunden ist.

Jahre vergingen. Nichts änderte sich.

Der Rath hatte sein Amt aufgeben müssen, nicht weil er es wollte, sondern weil es ihm nahe gelegt worden war. Man hatte ihn in der letzten Zeit nur noch seiner rastlosen, unermüdbaren Arbeitskraft wegen geduldet. Aber er war nicht beliebt; bei keinem Menschen, an wenigsten unter seinen Kollegen. Endlich sah man sich, nachdem seine Dienstzeit voll war, gezwungen, seine Pensionierung zu beantragen.

Das war ein schwerer Verlust für den alten Mann, der schwerste, den er hätte erleiden können. Damit fiel Alles in ihm zusammen, was er sich als Sinn und Zweck seines Lebens aufgebaut hatte.

* * *

Um diese Zeit war es, daß sich Frau Hertha Karst in der Hauptstadt niederlassen wollte. Sie war eine Schwester des Rathes, aber fast um zwanzig Jahre jünger als er.

Zwischen der Näthin und ihrer Schwägerin, die in früheren Jahren nur selten zusammengekommen waren, bestand eine stille, uneingestandene, aber tiefe Feindschaft. Einen richtigen Grund dafür wußte Gertrud, die sich auf die Ankunft ihrer Tante sehr freute, nicht. Aber sie vermutete, daß es die Vergangenheit Herthas sein müsse, an der ihre Mutter Anstoß nahm. Sie hatte hier und da aus den Gesprächen bei Tisch ein Wort aufgefangen und daraus geschlossen, daß Tante Hertha ein seltsames und abenteuerliches Leben geführt haben müsse.

Einmal, kurz vor Ankunft Herthas, hatte es eine erregte Scene zwischen den Eltern gegeben, in der die Näthin erklärte, es wäre besser, dieses emanzipirte Weib, diese Weltbeglückerin bliebe dort, wo sie bisher gewesen. Es werfe kein gutes Licht auf die Familie und man müßte auch Rücksicht auf den Bekanntenkreis nehmen. Mit bösem Blick fügte sie hinzu: „So klein er auch leider dank den Verhältnissen sei.“

Der Rath, der sonst wenig sprach, hatte diesmal gereizt erwidert: Erstens sei Hertha seine Schwester und er wisse nur zu gut, daß man an seiner Familie stets etwas auszusagen habe. Dann aber habe Niemand das Recht, Herthas Leben und ihre Handlungen zu kritisieren. Mögen nur Andere zusehen, wie es mit ihnen bestellt sei. Auch könne man keinem Menschen verbieten, sich anzusiedeln, wo er wolle. Künftighin aber wünsche er mit solchen Erörterungen verschont zu bleiben. Dabei schlug er auf den Tisch, daß die Teller und Gläser klirrten.

Die Näthin wurde ganz blaß. Nach einer Weile fragte sie kalt und höhnisch, ob vielleicht jetzt die Anfälle aus früherer Zeit wieder beginnen wollten.

Der Rath gab keine Antwort mehr und ging rasch aus dem Zimmer.

Gertrud hatte Alles mit angehört, aber sie wurde nicht klug daraus. Um so begieriger war sie, ihre Tante kennen zu lernen.

Endlich kam Hertha an.

Bei dem ersten Besuche empfing sie die Näthin mit süßlicher, lauter und übertriebener Freundlichkeit, die Gertrud seltsam genug fand. Sie saß still und beobachtend auf ihrem Stuhle und wartete, bis die Umarmungen ein Ende haben würden. Sie betrachtete Hertha und empfand vom ersten Augenblicke an eine tiefe Sympathie zu dieser schlanken, zarten Frau mit den edlen, ausgereiften Zügen, mit dem weichen, seidenweichen braunen Haar und den großen, dunklen Augen, in denen so viel Milde und Schmerz und reife, stille Erfahrung lag.

Dies war im letzten Frühjahr gewesen. Seitdem hatte sich Gertrud immer inniger an Hertha angegeschlossen. Sie fand in ihr einen reichlichen Ersatz für all das Traurige ihrer Kinderzeit. Es söhnte sie mit dem Schicksal wieder aus und sie empfand in dem Umgang mit Hertha einen tiefen Frieden und ein Gefühl von innerer Sicherheit. Die Unruhe, die sie oft verzehrt hatte, die Unzufriedenheit, die an ihr genagt und ihr jede frohe Stunde verbittert hatte, wichen von ihr. Sie wurde sanfter und milder.

Und es war ihr, als öffne sich vor ihren Augen eine neue, ungekannte Welt. Sie sah anders, als sie früher gesehen. Sie sah Glück und Freude und Hoffnung dort, wo für sie bisher nur trübe und lastende Trauer war. Sie sah Menschen, die gut und milde sind, froh und stark, Menschen mit lichten, freudigen Seelen. Es kam ein großes Glück über sie: der Glaube an das Leben und an den Werth des Lebens. All die vielen Erscheinungen, die zuvor wirr und ohne Zusammenhang, sinnlos und flüchtig an ihr vorübergezogen waren, all die Erscheinungen, vor denen sie zuvor fragend und betroffen gestanden war, ohne eine Lösung zu finden, vereinigten sich jetzt in ihr zu einem Ganzen, und sie empfand eine große Harmonie in Allem, was sie umgab. Das bange und schmerzliche Gefühl aber, das sie früher oft beschlichen hatte, wenn sie auf Fragen ohne Lösung und Ende traf, machte nun einer stillen und bewußten Ruhe Platz. Klar und offen bot sich ihr nun die Welt dar, die sie früher nur mit dumpfem Mißtrauen und geheimer Scheu wie von ferne betrachtet hatte.

Hertha, welche diese Umwandlung in Gertrud hervorgebracht hatte, war viel in der Welt herumgekommen. Ohne Ziel und instät war sie nach dem frühen Tod ihres Mannes, eines Blüfingers und Sünfers, von Land zu Land geirrt, und was sie erlebt und was sie gesehen, das hatte in ihr ein großes und reiches Weltbild geschaffen. Und sie hatte nach einer kurzen und traurigen Ehe ihr Leben dem Dienste der Menschheit geweiht, der Menschheit, deren Leiden und deren Sorgen, deren Dual und Glend und Unfreiheit sie allerorten gesehen hatte.

Es mochte wohl ein geheimer Zusammenhang zwischen Herthas Leben und ihren Handlungen, und dem Leben und den Handlungen ihres Bruders bestehen. Es war, als wollte die Natur in ihr gut machen, was sie an Jenem verschuldet hatte. Und so war sie draußen in der Ferne zu einer Predigerin geworden, zur Predigerin eines neuen Glaubens, eines neuen Lebens, zur Predigerin der Befreiung der Menschheit aus den Fesseln einer alten Sitte und einer überlebten Weltordnung. Aber auch zu einer Märtyrerin ihres Berufes war sie geworden, und das schien es, was ihr die Näthin nicht verzeihen konnte. — — Und als sie nun in die Heimath zurückgekehrt war, um den Rest ihres Lebens in Stille und Einsamkeit zu verbringen, da lernte sie Gertrud kennen, und diese sollte gleichsam die Erbin ihres Geistes und ihres Lebenswerkes sein.

Zu all den großen inneren Veränderungen, die Gertrud in kurzer Zeit durchgemacht hatte, kam noch Eins — eine neue Liebe, ein neues Reich: die Natur. Auch dies hatte sie von Hertha. Sie hatte es früher nicht besessen, hatte nicht geahnt, daß es eine solche Liebe geben könne. Ein Stein war ihr ein todtter Stein gewesen, ein Baum ein stummer Baum. Sie hatte das Leben darin nicht gesehen und keinen Zusammenhang all dieser Erscheinungsformen des Lebens mit ihrem eigenen Denken und Fühlen. Sie hatte nicht begriffen, daß sie sich selbst erkenne in ihrer Erkenntniß der Natur.

Nun aber bemerkte sie an Hertha, daß diese jede Blume liebe, daß sie an keinem Stück Natur achtlos vorübergehe. Da erwachte in ihr die neue Empfindung, die neue Liebe. Sie begann in ihrer Umgebung zu sehen, mit hellen, offenen Augen, und sie verlor das Einsamkeitsbewußtsein in ihrer Betrachtung der Umwelt. Das Band der Zusammengehörigkeit mit Allem wurde gefestigt und plötzlich empfand sie sich selbst als ein Theil dieser großen, unendlichen Natur, die um sie glühte und prangte in tausendfältigen Farben und Formen.

Aber je reicher und tiefer ihr Empfindungsleben wurde, desto seltsamere Gestalten nahm die Sehnsucht in ihr an: die Sehnsucht nach dem Unbekannten, Großen, ohne das sie sich die Welt und das Leben garnicht denken konnte, ohne das ihr die ganze Harmonie im Leben wie etwas Zweckloses erschienen wäre, — die Sehnsucht nach jenem Großen, das sie ahnte, von dem sie aber nur wirre und dunkle Vorstellungen hatte. — —

Die Näthin war anfangs über den Verkehr zwischen Gertrud und Hertha empört gewesen. Sie

hütete sich zwar, es zu erwähnen, denn sie hatte vor Gertha eine gewisse Scheu, die ungebildete Frauen vor jedem höheren und schärferen Geiste haben, vielleicht auch die Scheu der Beamtengattin vor Einer, die dem Volke und dem Leben des Volkes nahe stand. Gerthas stolze Ruhe und ihre stets gleiche, süße Freundlichkeit imponirten ihr. Aber um so tiefer war der innere Groll. Sie sah in Gertha nicht bloß die Revolutionärin, wie sie sie nannte, sondern auch eine Rivale, die ihr ihr Kind streitig machte; sie sah, daß Gertha im Laufe von wenigen Monaten errungen hatte, was sie in all den langen Jahren nicht zu erringen vermocht hatte: Gertruds Liebe.

Und auch ihr Haß gegen Gertrud fand neue Nahrung. Seit sie es aufgegeben hatte, sich mit dem Mädchen zu beschäftigen, seit sie berechtigt zu sein glaubte, das Joch der Erziehung abzuschütteln, empfand sie fast eine geheime Freude daran, zu sehen, daß Gertrud durch den Verkehr mit „Jener“ in ihrer Meinung verdorben würde. Sie hatte die Ueberzeugung, daß Gerthas Einfluß auf das junge Geschöpf und der neue Geist, den sie ihm einpflanze, nur ein schädlicher sein konnte. Aber es lag ihr nichts daran. Mochte sie verderben! Sie sah darin zugleich eine Strafe für den Undank ihres Kindes und eine gerechte Strafe der Natur für ihre verlassene Mutterliebe.

Doch mit jedem Tage gestaltete sich die Freundschaft der Beiden zu einer innigeren. An den lauen Frühlingsabenden gingen sie oft Arm in Arm durch die weiten Buchenauen an dem Ufer der Donau und begierig lauschte Gertrud auf die Erzählungen ihrer Lehrerin.

Gertha erzählte viel aus ihrem Leben. Sie sprach von dem, was sie gesehen und gethan hatte, leise und ohne Prunk. Schlicht klangen alle diese kleinen und großen, traurigen und erusten und freudigen Episoden, die sie Gertrud wie einer Schwester mittheilte. Es lag etwas Stilles und Klares über Allen, was sie sagte, und sie sagte es mehr für sich, als für die Andere.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Revolutionär!

Von Della.

(Zu unseren Bildern.)

Auf dem Sathonayplatze der südfranzösischen Stadt Lyon erhebt sich die bronzene Figur eines Mannes, dessen Ruhm länger als das Erz des Monuments seine in tausend und aber-tausend Exemplaren über die Welt verbreiteten Werke linden werden. Und dieser Mann, in dem das durch ihn reich gewordene Bürgerthum einen Revolutionär zu ehren sich gezwungen sah, ist Joseph Marie Jacquard. Geboren am 7. Juli 1752, eben in Lyon, hatte er bereits als Kind hart mit des Lebens Noth zu kämpfen.

Im frühesten Alter schon sehen wir ihn in einer Seidenstofffabrik sein täglich Brot verdienen, und wenn wir uns erinnern, in welcher unmenschlicher Weise besonders in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Arbeitskraft armer Kinder ausgebeutet wurde, so können wir uns ungefähr eine Vorstellung machen, wie es dem kleinen Jacquard damals ergangen sein mag.

Nach diesen ersten Erfahrungen in der Schule des Lebens erlernte der Knabe das Buchbindereigewerbe, dem er jedoch nicht treu blieb.

Er versuchte sich eine Zeit lang als Schriftsetzer und kehrte schließlich wieder zu seinem ersten Beruf, der Seidenweberei, zurück.

Und hier schien er Glück zu haben; denn im Jahre 1772, als Zwanzigjähriger also, gelang es ihm, sich selbstständig zu machen.

Alein sein Glück war nicht von langer Dauer; Jacquard verlor vielmehr Alles, was er in seinem Unternehmen, Herstellung von gemusterten Seidenstoffen, angelegt hatte, und wurde so arm, daß er in einem Gypsbruch in der Nähe Lyons Arbeit nehmen mußte. Dann kam das Jahr 1793 und

mit ihm die Kapitulation seiner Vaterstadt vor der sie belagernden Armee des Nationalkonvents. Jacquard, der als Mechaniker an der Vertheidigung regen Antheil genommen hatte, mußte flüchten und that bis zum Jahre 1795 Dienste in der Rheinarmee.

Nach 1795 kehrte er jedoch wieder nach Lyon zurück und widmete sich hier nun ganz dem schon 1790 aufgenommenen Versuche, einen Mechanismus zu schaffen, der die bei den Zugstrahlen für gemusterte Seidenstoffe notwendige Hand des sogenannten Ziehjungens entbehrlich machen sollte.

Die Aufgabe dieses Ziehjungens bestand nämlich darin, die Schülire zu bedienen, durch welche die Kettenfäden des Gewebes je nach dem Einschnitt, den das Muster erforderte, gehoben, beziehentlich gesenkt wurden.

Das Problem, eben diese Arbeit auf mechanischem Wege zu leisten, fand durch Jacquard nun im Jahre 1802 eine vorläufige Lösung. Denn nachdem Jacquard für die Konstruktion einer Negstrickmaschine 1804 die goldene Medaille und zugleich einen Ruf an das Pariser Konservatorium der Künste und Handwerke erhalten, lernte er von dem berühmten französischen Mechaniker Baccanson (spr. Bockanson) erfundenen Apparat zum Musterverweben kennen, und wurde durch dessen Idee zu einer völligen Umgestaltung seiner 1802 konstruirten Maschine angeregt.

Mehrere Jahren eifrigen Studiums führten Jacquard, der sich wohl an Baccansons Apparat anschaute, aber doch auch wieder völlig selbstständig und originell arbeitete, denn auch schließlich zu einem so überaus glücklichen Ergebnis, daß die 1808 neu-entstandene Maschine bereits vier Jahre später in seiner Heimath in zirka 18 000 Exemplaren verbreitet war.

Es ist selbstverständlich unmöglich, ohne Tafeln, die den Mechanismus im Detail veranschaulichen, hier eine eingehende Schilderung der nach ihrem genialen Erfinder genannten Jacquardmaschinen zu entwerfen.

Wie bei allen derartigen Versuchen, komplizirte Mechanismen mit bloßen Worten zu erklären, wäre denen, die mit dem Herstellungsprozeß von Geweben nicht vertraut sind, wenig oder nichts geholfen.

Aber andeuten müssen wir darum das, was die Jacquardsche Erfindung zu einer so epochemachenden für die Textilindustrie gemacht hat, doch.

Es besteht dies im Wesentlichen in der Einfügung des sogenannten Darnisches in die bis zu Jacquards Zeit üblichen Schaftmaschinen.

Was hat es aber nun mit diesem auf jeden Webstuhl übertragbaren Apparat für eine Bewandniß? Es ist ein die ganze Kette, d. h. die Längsfäden des Gewebes überstehendes Brett (Chorbrett), das so viel Löcher enthält, als Kettenfäden vorhanden sind, und diese durch jene Löcher hindurchgehen läßt.

Oberhalb des Chorbretts enden die Fäden, welche gleichzeitig gehoben werden sollen, in stärkeren Schüliren (Korden), die wieder mit den sogenannten Platinen, kleinen aus Holz oder Stahlblech gefertigten, hakenförmigen Maschinenteilen verbunden sind.

In diese letzteren greift alsdann eine, mit dem Ausdruck Messer bezeichnete Schiene ein, die mit dem sie umschließenden Messerkasten mittelst eines Hebelwerkes in die Höhe gebracht wird.

Da nun aber bei jedem Muster jeweils nur bestimmte Fadenkomplexe und somit auch Platinen zu heben sind, so müssen andere, sollen sie nicht dasselbe Schicksal erfahren, aus der Schiene ausgeschaltet werden.

Um das zu bewerkstelligen, hat man jede einzelne Platine durch die Oese einer wagerechten Nadel gesteckt, die mit Hilfe einer Feder die Platine aufrecht, d. h. in einer Lage erhält, bei der sie bei jedem Heben der Schiene mit in die Höhe genommen werden muß.

Diese Nadeln aber stoßen mit ihrem einen Ende wieder auf ein sogenanntes Prisma auf, das sie erst jenen Druck auf die Platinen ausüben läßt.

Alein nicht alle Nadeln treffen das Prisma wirklich, weil für verschiedene Löcher auf der Prismenfläche angebracht sind.

Fällt für diese Nadeln somit der Druck fort, so vermögen sie auch die in der Oese siedende Platine nicht mehr in ihrer vertikalen Lage zu erhalten. Die betreffende Platine, die beweglich ist, neigt sich zur Seite, wird von der sich nach oben bewegenden Schiene nicht erfasst und die Folge ist, daß auch die mit der Platine durch die Kordie verbundenen Fäden nicht gehoben werden.

An Stelle des gelochten Prismas hat man dann schließlich durchlochte Kästen auf die Prismenfläche aufgelegt und, indem man von ihnen eine an die andere reihte und sie an den Nadeln vorüberführte, die Möglichkeit geschaffen, auf rein mechanischem Wege bald diese, bald jene Platine auszuschießen, bald diese, bald jene Fäden der Kette zu heben.

Dadurch aber, und besonders weil bei der Jacquardmaschine jeder Faden seine eigene Platine haben konnte, war man nun in der Lage, die verschiedensten Muster nicht nur, sondern auch alle beliebigen Bilder, Figuren, Landschaften usw. herzustellen.

Diese neue Erfindung aber bedeutete natürlich eine völlige Revolution für die Musterverweberei, und es ist nicht verwunderlich, daß Jacquard, der so mit einem Schlage Tausende von Menschenhänden überflüssig machte, auf Seiten der bisherigen Stuhlarbeiter einem außerordentlichen Widerstand begegnete.

Freilich, so wenig die Zerstörung des ersten (Papinschen) Ruderradschiffes durch Mündener Schiffer (1707) die Entwicklung des Dampfschiffbaues aufhalten konnte, so wenig war auch jener Widerstand der Lyoner Weber von Erfolg begleitet.

Die Jacquardschen Maschinen setzten sich, wie wir bereits gesehen haben, in kürzester Zeit durch, und dies, wenn auch zum augenblicklichen Nachtheile Einzelner, doch zum endlichen Segen der Gesamtheit.

Denn, wenn auch heute noch die ungeheuren Fortschritte auf technischem Gebiete Millionen und Abermillionen, mit einem Worte, der großen Masse des arbeitenden Volkes nur erst in ganz geringem Maße zu gute kommen, so wird doch kein moderner, aufklärter Arbeiter den Standpunkt jener armen Lyoner Weber theilen.

Im sicheren Bewußtsein, daß er in Zukunft nicht mehr Sklave, sondern Herr des heute kapitalistisch betriebenen Produktionsprozesses sein wird, wird er sich vielmehr keiner Neuerung — auf welchem Gebiet auch immer — entgegenstellen und darum auch in einem Revolutionär wie Jean Marie Jacquard allezeit einen segensreichen Förderer der menschlichen Entwicklung begrüßen.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Zu unserem Gedicht. Der Verstorbene, dem der Dichter das ergreifende Lied widmet, ist ein Ungläubiger, ein moderner Heide, der aus Tugend einer Laune — war es Protest gegen das Christenthum oder lediglich die Freude am Schönen? — auf nordischer Klippe einen altgriechischen Tempel erbaut hatte. Hier brachte er auf bronzenen Opferschale seine Opfer dar, oder, wie der Dichter sagt, er sandte dem Göttergott Zeus in Odins, des germanischen Himmelsgottes, Heldenjaal den Rauch empor und begrüßte so gleichsam die Men, d. h. die altgermanischen Götter im Olymp, in der Wohnung der hellenischen Götter, d. h. er verschmolz die Tiefe altgermanischer Naturkultus mit dem Schönheitskultus der Hellenen. Im Uebrigen wollen wir die Schönheiten des Gedichtes, die für sich selbst reden — es ist wohl das erste und einzige, das eine moderne Leichenverbrennung zum Gegenstande hat — nicht durch Anmerkungen und Erläuterungen verunzieren.

Aus dem Notizbuche eines Betrachtenden.

Von Scotus.

Allen, die über den „Willen des Volkes“ spotten, muß man entgegenrufen: Wer war es, der das Volk durch Jahrtausende willenlos gehalten hat? Ihr spottet also über die Schandthaten Eurer eigenen Klasse.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstraße 90, richten.